

FMD IMPULSE

Impulse des Freundeskreises Missionarische Dienste

INDIEN hautnah

Teil 1:

Morgenstimmung im Stammesdorf | ankommen und einmal die Straße überqueren | unterwegs mit Esther Rani
mal indisch Essen gehen | Flussfahrt zwischen Faszination und Schmerz | Koyda, bedroht und doch lebendig | System im Chaos



Indien hautnah

Impressionen aus Indien Teil 1



Von Hermann Brünjes
Diakon Haus kirchlicher Dienste
Missionarische Dienste, Hanstedt I



Im Mai/Juni 2007 hat die Allgemeine Zeitung Uelzen an drei Samstagen jeweils eine ganze Seite mit Indien-Impressionen abgedruckt. Es ist schön, wenn über die Freundinnen und Freunde der GSELC hinaus auch andere von den Adivasis und den Christen entlang des Godavari erfahren. Nun dachte ich, dass dies umgekehrt auch gilt, und dass Sie, liebe Freundinnen und Freunde im FMD, sich an den Artikeln erfreuen könnten. In der Zeitung wurden sie wie folgt eingeleitet:

„Über eine „normale“ Reise berichtet Hermann Brünjes nicht. Indien ohne Tempeltourismus, Ajuveda und Yogakurse. Indien auch ohne Strandidylle unter Kokospalmen und ohne jene entsetzten Berichte von Kulturschocks, die in diesem faszinierenden Land kein Pauschalreisender vermeiden kann. Auch von verstümmelten Bettlern, den Palästen aus tausend und einer Nacht, Elefanten und Tigern in Nationalparks, Bollywood und einer boomenden Wirtschaft mit Wachstumsraten von acht Prozent erzählt der Diakon aus Hanstedt kaum, obwohl er auch das kennt. Sein Indien ist anders. Seit 25 Jahren begleitet er zusammen mit anderen im Freundeskreis Missionarische Dienste (FMD) und dem Evangelisch lutherischen Missionswerk (ELM) eine Partnerkirche im südindischen Bundesstaat Andhra Pradesh. Indien hautnah, könnte man sagen. Indien zum Anfassen.“

Da immer neue Impressionen entstehen und die Begegnung mit Indien lebendig und dynamisch bleibt, möchte ich im Laufe der Zeit immer mal wieder eine neue Ausgabe von

„Indien hautnah“ machen. Zunächst denke ich an etwa vier Ausgaben, monatlich eine. Ich werde sie dann jeweils zum Herunterladen als PDF-Datei auf die FMD-Homepage setzen. Und wer weiß, vielleicht interessiert sich ja auch einmal ein Verlag dafür ...

Sollten Sie mehr über Indien und die Partnerkirche wissen wollen, durchforsten Sie bitte die Homepage. Sie finden ausführliche Infos über die Kirche und ihre Geschichte, aktuelle Entwicklungen, das Polavaram Staudammprojekt, die Bildungsprogramme und viele Hintergründe.

Die hier abgedruckten Artikel sollen zwar auch informieren, Ihnen jedoch vor allem viel Freude bereiten, Sie an selbst Erlebtes erinnern und erstmals oder wieder neu Lust auf Indien machen.

Viel Spaß beim Lesen, Ihr

- 2 Vorwort
- 3 Morgenstimmung
- 4 ankommen und eine Straße überqueren
- 6 unterwegs mit Esther Rani
- 7 ... mal indisch Essen gehen?
- 8 Godavari - eine Flussfahrt zwischen Faszination und Schmerz
- 9 Koyda, bedroht und doch lebendig
- 10 System im Chaos

Morgenstimmung

... ein Stammesdorf erwacht



Erwachen. Und einen frühen Morgen erleben, als ob die Schöpfung heute beginnt. Es ist kurz vor fünf und es dämmt. Hahenschrei aus dem Nachbardorf, leise aber eindringlich. Jener Gockel neben meiner Pritsche erspart mir den Wecker als er seinem Kumpel antwortet. Vögel zwitschern, Hühner gackern. Frauen reinigen den Boden, mit Besen aus Bambusbinden. Überall Fegegeräusche. Wie oft bin ich davon inzwischen aufgewacht, als Gast in einem der unzähligen Koyadörper, bei den Ureinwohnern Indiens, den Adivasis? Das Sauberhalten des Bodens erfordert viel Arbeit. Mehrmals am Tag wird der aus einem Gemisch aus Dung und Lehm aufgetragene Boden, der sich schnell abnutzt, gereinigt. Staub, Kot von Ziegen und Hühnern, weggeworfenes Papier – es gibt viel zu beseitigen. Es staubt. Ich muss meine Sachen in Sicherheit bringen. Schnell stehe ich auf, schlüpfe in den traditionellen Lungis, eine Art Wickelrock für Männer, und setze mich, nachdem ich meinen Koffer geschlossen habe, vor die Hütte auf einen Klappstuhl aus Blech. Die Luft ist klar und überaus angenehm. Männer und Frauen gehen mit dem Wassergefäß in die Büsche. Ihr Gang hat etwas Besonderes: Gelassenheit und Ruhe ausstrahlend, beinahe meditativ. Toilettengang. Für mich war das zunächst ungewohnt, aber inzwischen genieße auch ich es: Da sitzen, den Blick über die von Nebel verhangenen Reisfelder und ein Flusstal schweifen lassen ... Ein Mann schneidet Bananenblätter als Futter für seinen am Weg angepflockten Wasserbüffel, eine Frau kippt den von gestern übrig gebliebenen Reis in eine Schale und gibt ihn den schwarzen Ziegen. Die Tiere sind neben Wald und ein wenig Ackerbau ihr Reichtum, ihre Lebensgrundlage. Geschickt das Wasser verteilend wäscht sich ein junger Mann Gesicht, Arme und Füße. Am Bambuszaun hängen Zahnbürsten im Körbchen. Die meisten Leute nutzen jedoch die Zweige eines speziellen Baumes zur Zahnhygiene. Zahn- und andere Ärzte gibt es hier nicht, nur eine einfache Krankenstation, in mehreren Kilometern Entfernung. Erste Klappergeräusche. Frauen bereiten das Frühstück vor. Kinder streifen durch das Dorf. Zwar fährt gegen sechs der Schulbus einer „St. Mary School“ vor, es steigt jedoch niemand ein, wenn auch inzwischen nicht nur die kirchlichen, sondern auch staatliche Schulen laufen. Felder, Palmen, Bambuszäune, Hütten, Höfe, Tiere und Menschen, alles bekommt durch den Morgen seine besondere Note und wird nie so erlebt wie zur frühen Stunde. Ob darin die Magie des Ostermorgens verborgen ist? Das Leben beginnt neu.

Gegen sieben fährt der erste Trecker vorbei und bringt Arbeiter und Arbeiterinnen auf die Felder. Ein harter und schwerer Tag beginnt für sie. Tagelöhner, die für etwas mehr als einen Euro bis zum Abend

schuften. Obwohl die Sonne hinter aufsteigenden Wolken noch nicht zu sehen ist, wird es schnell warm. Der Morgen weicht dem Tag, der Neubeginn dem Alltag, der mit „stillem Zauber“ begnadete Anfang der Normalität.

Ich bin froh, dass ich in diesem Dorf von der manchmal nervenden „Zivilisation“ Indiens verschont bleibe, dem Geplärre morgendlicher Musik und dem Dauergehupe. Hier hat sich offenbar die Lebensweise der Stammesbevölkerung noch erhalten. Noch. Ein wenig.





ankommen

... und nur einmal die Straße überqueren

Wie für alle Reisenden beginnt auch mein Aufenthalt in Indien in einer Stadt. Wo die Flughäfen sind, und der Zoll mit seinen Stempeln, und die Wechselstube in der ich einige Scheine tausche und die ich mit dicken Geldbündeln verlasse, und so richtig nette Hotelbefahrungen. Letztere zuletzt mit drei Sternen. Auf der Toilette sind weder Papier noch Handtücher. „Die bringen wir erst, wenn die Gäste da sind,“ sagt der Mann an der Rezeption mit seinem Dauerlächeln im Gesicht, „no problem!“. Praktisch, da kann man gleich das zweite Trinkgeld verteilen, nach dem fürs Koffertragen und Tür aufschließen und Fernseher anmachen. Und „no problem?“ Wenn ich das höre, weiß ich, dass ich in Indien und meine indischen Freunde in ihrem unnachahmlichen Improvisationselement angekommen sind. Na ja, und natürlich der Verkehr gehört zu den Städten wie der Pulsschlag zum Blutkreislauf. Bei meiner letzten Reise, zusammen mit einer Gruppe junger Leute, ein Grund für Christian, dass der gleich wieder nach Hause wollte. Er hatte das Pech, im Kleinbus vorne zu sitzen, in Hyderabad, der Hauptstadt des südindischen Bundesstaates Andhra Pradesh. Nur das Überqueren einer breiten Straße, zum Beispiel in der Nähe des Flughafens, ist dort aufregender als das Autofahren selbst.

Ja, nur einmal die Straße überqueren. Das sagt sich so leicht. Wie ein Strom quellen die Fahrzeuge über die je drei Spuren in eine Richtung an mir vorbei. Drei? Es sind so viele Spuren, wie Fahrzeuge nebeneinander passen. Im Abstand von zehn Zentimetern und weniger. Wie viele Ansätze ich mache, um einen ersten Schritt zu wagen? Ich zähle nicht. Gerade will ich losgehen, da braust ein dicker Bus heran. Dahinter ein LKW. Wieder wage ich es. Wildes Hupen durch ein Dreirad, „Auto“ genannt, aber eigentlich ist es eine Motorrikscha. Gleich fünf oder sechs dieser Minitaxis, von denen es in dieser Millionenstadt zigtausend gibt, rauschen hupend an mir vorüber. Ich springe einen Schritt zurück, um nicht von einem Motorradfahrer erwischt zu werden, der mitsamt seiner Frau und zwei Töchtern unterwegs ist. Hilflos warte ich auf eine Lücke im Strom der Fahrzeuge. Sie entsteht nicht. Ich muss mich wohl doch an jenen Lebensmüden orientieren, die trotzdem gehen. Also los, gerade sind keine dicken Busse oder Lastwagen in Sicht. Ich gehe langsam, ganz wie ein vorsichtiger Schwimmer einen reißenden Strom betritt, einen Schritt hinein in den Verkehrsstrom. Es geht. Autos umfahren mich, Motorräder und Fahrräder machen einen Bogen, halten an, werden langsamer. Sie halten Abstand, wenn auch nur wenige Zentimeter. Ein Geländewagen scheint mich nicht zu sehen. Ich gehe einen Schritt zurück und damit scheint hier niemand zu rechnen, denn prompt werde ich beinahe von einer der Lastenrikschas (auch Dreiräder) angefahren. Also vorwärts, eine andere Möglichkeit bleibt

ohnehin nicht mehr. Wie ein Torero im Angesicht des Todes warte ich jenen Moment des nächsten Schrittes ab und gleich wütenden Stieren gleiten die Fahrzeuge zum Greifen nahe an mir vorüber. Längst habe ich keinen Sinn mehr für den furchtbaren Smog, der einem die Luft zum Atmen raubt. Irgendwann erreiche ich den Mittelstreifen. Dort gibt es eine 30 cm hohe Steinbrüstung. Ruhepause. „Keep the city clean!“ fordert mich ein Schild auf. Ja, das haben sie geschafft in Indien, jedenfalls fast. In den letzten Jahren haben Müllabfuhr und Begrünung das Bild der Großstädte deutlich verändert. Sogar die heiligen Kühe mussten die Innenstädte verlassen. Hier, an dieser Stelle, hätten sie auch keine Chance. Wie ich. Ich bin nun beidseitig von Fluten umgeben. Doch weiter. Losgehen, stehen bleiben, Handzeichen, dezent zurückweichen, einen winzigen Schritt nach vorn um in nächster Reihe zu stehen. Jeden gewonnenen Zentimeter verteidigen. Noch zwei Schritte. Angst vor dem Bus, der ohne Rücksicht auf mich zudonnert. Hupen in allen Tonlagen. Stoßgebete. So komme ich denn doch auf die andere Seite der Straße und bei einiger Übung geht es immer besser. Ich merke, dass die Verkehrsteilnehmer zwar jede Lücke ausnutzen, mir jedoch das Gleiche zugestehen und eher defensiv als offensiv fahren. Hurra, ich lebe noch! Auf dem Rückweg probiere ich es an einem Zebrastreifen. Das gleiche lebensgefährliche Unternehmen, so als ob es ihn nicht gäbe. Immerhin, daran, dass diese Zeilen entstehen, merkt man, dass ich selbst das Überqueren der Straße gesund überstanden habe. Was soll mir nun noch passieren?! Fliegen erscheint mir dem gegenüber wie ein Spaziergang im Park. Und jene Dörfer entlang des mächtigen Flusses Godavari wie ein Teil des Paradieses – wenn auch nach dem Sündenfall.



Esther Rani

... mit der ehemaligen Stammespriesterin
im Dschungeldorf



Am Godavari, 350 km östlich von Hyderabad. Touristen kommen neuerdings sogar in diesen Teil der Welt, Weiße allerdings nicht, außer uns Kirchenleuten. Von Rajamundhri aus, am Delta des über 1.400 km langen Stromes gelegen, fahren bunte Boote flussaufwärts. Nach einigen Stunden erreichen sie Perentapalli, eine kleine pantheistische Tempelanlage mitten im Stammesgebiet. Hier hat Esther Rani in den sechziger Jahren eine Ausbildung zur Priesterin erhalten. Schon ihre Mutter war Priesterin ihres Dorfes Arukuru, am Sabari, einem wunderschönen Nebenfluss des Godavari, am Rande des Dschungels, gelegen. Von der Mutter auf die Tochter. Oft werden priesterliche Berufungen an die Kinder weitergegeben und mit ihnen auch Kenntnisse über Heilkräuter, religiöse Symbole, Götter und Macht. Arische Völker, aus dem Norden kommend, haben jenes Wissen und auch den Kultus der Naturvölker übernommen und mit ihren Religionen vermischt. Daraus entstanden ist der Hinduismus. Die Stammesleute selbst aber haben sie vertrieben und als Nicht-Menschen diffamiert, ausgebeutet und sowohl an den Rand der Gesellschaft als auch in die abgelegensten Gebirgsregionen des indischen Subkontinents getrieben. Und nun kommen sie, die Hindus und

Stadtmenschen als Touristen genau dorthin. Und als Händler und Großbauern. Und als Landvermesser. Und als Ingenieure und Geologen und Politiker. Esther, Angehörige des Koya-Stammes, muss sich mit ihnen herumstreiten. Allerdings nicht mehr als Stammespriesterin.

Heute ist sie Pastorin und Präsidentin ihrer Kirche. Von der heidnischen Priesterin zur christlichen Bischöfin. Ein langer und aufregender Weg. Esther wurde 1981 getauft. Ich war damals dabei. In einem mit roten und weißen Seerosen bewachsenen Teich wurde sie untergetaucht. Wie in biblischen Zeiten. Nebenan tranken Rinder von demselben Wasser. Für Esther begann ein neues Leben und eine überaus turbulente Biografie. Sie zerstörte ihr Götzenbild und erklärte es allen, die es hören wollten oder auch nicht: „Das sind alles von Menschen gemachte Götter! Ich glaube jetzt an den, der uns gemacht hat!“ Danach bedrohte man sie, mied sie, stieß sie aus. Doch sie blieb. Eine Gemeinde entstand. Und wuchs.

Acht Jahre später. Esther nimmt mich mit in eines der Dörfer, wo sie als „Bibelfrau“ regelmäßig christliche Familien besucht. Nach zwei Stunden Fußmarsch durch den Dschungel und immer bergauf, erreichen wir

Gondikotagudem. Mir schmerzen die Füße. Zwei Jugendliche massieren sie mir. Das tut gut. Wir beten für eine Frau, die mit Fieberkrämpfen auf einer Pritsche liegt. Hier gibt es keinen Arzt. Die Leute haben oft nicht das Geld für den Bus – und um den zu erreichen benötigen sie mehrere Stunden. Also liegt diese Frau dort schon einige Tage und leidet. Wenn sie Malaria Tropika hat, wäre das tödlich für sie. Gott, hilf!

Ich bin total kaputt von der Wanderung, schlafe ein wenig. Als ich aufwache, ist es dunkel. Über mir tausend Sterne. Eine Frau bringt mir süßen Tee, dann Reis und Chickencurry. Bis heute ist das Essen in den Stammesdörfern unglaublich scharf, auch wenn ich mich inzwischen an manches gewöhnt habe. Ich habe Hunger. Bei meiner letzten Reise am Anfang dieses Jahres sagte eine Frau zu mir: „Du kannst ja inzwischen richtig gut mit den Fingern essen!“ Ich fragte zurück, ob das früher nicht so war. „Es war nur lustig!“ antwortete sie diplomatisch und in ihrem indischen Englisch klingt das auch ziemlich lustig. Also in Gondikotagudem vor vielen Jahren muss es „nur lustig“ gewesen sein. Ich danke der Frau, die mich dort bedient. Und plötzlich erkenne ich sie. Es ist jene Kranke, für die wir gleich nach unserer Ankunft gebetet haben. Das Fieber ist weg.





■ Draußen haben sich junge Frauen, eher noch Mädchen versammelt. Sie tanzen im Schein einiger Öllampen. Zwei Männer schlagen Trommeln. „Re re la ...“ Es ist ein Loblied, mit christlichem Text zu einheimischer Melodie. Und dann singen sie einen Protestsong. „Der Wald wird gerodet, das Wasser vergiftet, die Lebensgrundlage zerstört und wir werden vertrieben und verachtet. Wer hilft uns? Wer rettet uns? Die Schönheit und die Liebe dieser Mädchen würden wir ihm geben.“

Damals war ich tief bewegt. Ein Volk ist bedroht. Von wegen „Paradies“! Jenseits von Eden. Ich habe in jenem abgelegenen Dorf verstanden, warum die Kirche des barmherzigen Samariters (GSELC) so viele Menschen aus dem Stamm der Koyas für den christlichen Glauben gewinnen konnte. Identität, Gemeinschaft, Würde, Schutz, Begeisterung und Kampf für Rechte und Freiheit gegenüber der „Zivilisation“ und dem Kastensystem der Hindus suchten und fanden die Adivasis dieser Region in der christlichen Kirche. Bis heute.



■ Jetzt, im Januar 2007, war ich dabei, als Esther Rani zur Präsidentin ihrer Kirche gewählt wird. Ein langer Weg in einer eigentlich kurzen Kirchengeschichte: Mitte der 70er entstehen erste Gemeinden; begeisternde Aufbrüche mit vielen Taufen; ein charismatischer Kirchengründer verbindet die einzelnen Gruppen und eine Kirche entsteht; schnelles Wachstum auf über 40.000 Kirchenmitglieder in 40 Gemeinden; Spannungen innerhalb der Kirchenleitung; der Gründer will die Macht nicht teilen; da teilt sich die Kirche und trennt sich von ihm ... und nun soll Esther Rani zusammen mit einem ebenfalls gewählten Team die Kirche in die Zukunft führen.

Tanzen, Singen und Trommeln, lang und inbrünstig konzentriertes Beten und dann tritt die alte Kirchenleitung nach vorn. Mein Kollege Eckard H. Krause und ich sitzen vor einer großen Delegiertenversammlung auf der Bühne und freuen uns darüber, dass der Machtwechsel diesmal in großer Einigkeit geschieht. Die Interimsregierung wird verabschiedet. Lobende Worte, wollene Schals als Anerkennung. Es ist großartig, wenn ein Leitungswechsel reibungslos geschieht. Es war auch schwer genug im Vorfeld. Was wurde da diskutiert und verhandelt! Aber nun freuen sich alle über den Neubeginn der Kirche. Und die neue Spitze unter der Leitung von Esther Rani bekommt von den Vorgängern Blumenkränze umgehängt und den Segen Gottes unter Gebet zugesprochen. Drei krisenreiche Jahre sind vorbei. Neue Herausforderungen warten: Kirchenreform und Mitarbeiterabbau, Sicherung der Kinderheime und Bildungsprojekte mit 600 Kindern, Steigerung des eigenen Einkommens um unabhängiger zu werden von den deutschen Partnern und vor allem „Polavaram.“ Man müsste diesen immer wieder genannten Namen zum Unwort des Jahres erklären. Und das damit verbundene Projekt zum Verbretchen des Jahrzehnts.

„... wir werden vertrieben und verachtet. Wer hilft uns?“ Ich tue, was ich kann, liebe Frauen und Männer. Und auch Eure neue Präsidentin Esther Rani wird sich für jede und jeden von Euch ins Zeug legen. Aber wir können so gut wie nichts tun, um unseren Freunden und Adivasis diesen Staudamm zu ersparen – oder doch?

... mal indisch Essen gehen?

In einem ganz normalen Straßenrestaurant



In einem ganz normalen Straßenrestaurant esse ich meine Masala Dosa, eine Art Teigtasche mit scharf gewürztem Kartoffelgemüse. Wie immer in solchen indischen Gaststätten ist die Dosa hervorragend. Auch der Kellner ist nett. Das Ambiente allerdings ist milde gesagt gewohnheitsbedürftig und ich beginne mit meiner Beschreibung mal „hinten“. Am Ausgang sitzt der Kassierer. Ihm werden alle Belege vorgelegt, er stempelt ab, trägt ein und gibt das Wechselgeld zurück. Wohl der wichtigste Mann im Laden. Wer das Geld hat, hat die Macht. In Indien sind es außerdem jene, die die Stempel und Formulare haben, also sehr, sehr viele! Eben hat mir der mit einem gestreiften Hemd und Namensschild bekleidete Kellner die Rechnung gebracht, dazu eine Schale mit Mintkörnern und kleine Kandisstücke. Nach dem scharfen Essen tut mir dieser fremde und süße Geschmack gut. Zahnstocher, am oberen Ende kunstvoll geschnitzt, sind auch dabei. Nach meiner Dosa habe ich da keinen Bedarf, aber bei den ungezählten Hühnern, die ich inzwischen verzehrt habe, sind mir die kleinen spitzen Hölzchen oft willkommen gewesen. Mein Tisch wird abgewischt und abgeräumt, eine echte Herausforderung. Heute macht das ein etwa 14 Jahre alter Jugendlicher. Barfuss in seinen Gummischlappen, bekleidet mit blaugraubrauner Hose und hellblauhellgrauhellbraunem Hemd hält er mit einer Hand eine

unter den Arm geklemmte Plastikschüssel. In die wird alles hineingelegt bzw. -geschoben: Teller, Becher, Gläser, Plastikflaschen, Essensreste, alles. Mit der anderen Hand benutzt der junge Mann seinen Lappen. Und der hat es in sich. Was, ist schwer zu sagen, vermutlich den Dreck einer ganzen Saison. Braun und ausgefranst gleitet dieser Lappen über meinen Tisch, in einem gekonnten Halbkreis mit doppeltem Zugriff an der Esskante meines Platzes. Reiskörner, ein Stück Dosa, die Plastikkappe einer Wasserflasche – alles verschwindet in der Schüssel. Als der Junge schlurfend gen Abwaschraum geht und seine volle Schüssel abgibt, folgen ihm meine Blicke. Im Nebenraum wird abgewaschen. Die Wände sind schwarz und feucht. Aus den Becken läuft Wasser auf den Boden. In rasantem Tempo landet das Geschirr unter einem Wasserstrahl und dann im Trockenbecken. Ob das Trockentuch ein Vorstadium des Tischwischendes ist? Ähnlichkeiten sind nicht zu übersehen. Die Abwäscher, gekleidet in blaugrau bis schwarzgrau, sind barfuss und schmutzig wie das Geschirr. Ein Blick in diese Küche ist mir leider Gott sei Dank nicht möglich. Doch ich habe genug solcher Küchen gesehen, um mir ein Bild davon zu machen: Große Töpfe für Reis, Gaskocher, tiefend vor Fett, Heizplatten für Dosa und Fettbäder für Chapati und Puri, Regale, Messer und alles andere schmutzig wie die Köche selbst. Aber: Es schmeckt und sieht gut

aus, was diese Leute zaubern. Und die Angebote sind vielfältiger als die swe deutschen Imbisse. Deshalb esse ich mit großem Appetit und lasse mir auch von gastronomischen Schmutzfinken nicht die Laune verderben. Kein Wasser, kein gewaschenes Obst – solange ich mich daran halte, fühle ich mich recht sicher. Natürlich weiß ich, dass Hände waschen auch nicht viel nützt. In jedem dieser Lokale gibt es Handwaschbecken. Allerdings wagt man zumeist nicht, den Hahn zu berühren, denn unzählige Finger haben darauf ihre Spuren hinterlassen ohne dass er je gereinigt wurde. Und eine Toilette? In diesem Restaurant finde ich keine. Dafür in anderen. Die Türen schließen schlecht und sind mit den gleichen Zeichnungen und Sprüchen dekoriert wie viele deutschen Klos, die Wände strotzen vor Schmutz, es stinkt. Aber wohl dem, der ein „indisches“ Klo vorfindet, ein Keramikloch im Boden mit Trittfeldern, wie in Frankreich. So wird es hygienisch erträglich, da man nichts berührt. Auf Toilettenpapier muss man allerdings, hat man selbst nichts mitgebracht, verzichten. Dafür steht ein Eimer mit Schöpfgerät unter einem Wasserhahn bereit. Bitte die linke Hand benutzen!





Godavari

... Flußfahrt zwischen Faszination und Schmerz

Ja, ich liebe die Dörfer im Stammesgebiet. Zusammen mit meinem erwachsenen Sohn Jürgen besuchte ich zu Beginn dieses Jahres insgesamt 14 davon. Ich wollte endlich wissen, wie die aktuelle Lage ist. Als ich im Oktober 2004 kurz vor der Abreise stand, bekam ich THE HINDU in die Hand. „Green signal for Polavaram!“ hieß die Schlagzeile. Und mit Entsetzen las ich, was die Regierung des Bundesstaates Andhra Pradesh an der Godavari plant: Einen Megastaudamm, der die Küstenebene mit Wasser und die Industrie der Großstädte dort mit Strom versorgen soll. 276 Dörfer sollen umgesiedelt werden und mindestens 45.000 Familien mit fast 200.000 Menschen ihre Heimat verlieren. Ich war geschockt.

Das Boot, etwa 30 m lang, tuckert flussabwärts. Mich berührt diese Landschaft seit ich sie das erste Mal gesehen habe. Sie ist wunderschön. Angesichts der Bedrohung schmerzt der Anblick allerdings. Das alles soll überflutet werden!? Der Fluss ist im Moment etwa 40 Meter breit, an der Mündung des Nebenflusses Sabari sind es mehr als 300 m. Doch hier, weit im Osten schieben sich die Ufer zwischen den Bergen zusammen, der Fluss ist sehr tief und die Strömung enorm. Bis Polavaram, jenem Ort, wo der Damm gebaut werden soll, sind es noch 25 km. Flöße liegen am Ufer. Auf den

in riesigen Feldern zusammengebundenen Stangen stehen kleine Hütten, in denen die Flößer übernachten. Es dauert über eine Woche bis zum Ziel. Auch Fischerhütten und die Boote der vom Fluss lebenden Fischerei-Stämme sehen wir in fast jeder Kurve auf den weißen Sandbänken. Das Boot schlängelt sich wegen der Sandbänke kreuz und quer über den Fluss. Wasserbüffel schwimmen in Sichtweite. Man sieht nur die Köpfe. Ein Felsen ist von Kongas besetzt, den weißen Reihern, die überall in den Reisfeldern nach Fischen und Fröschen suchen. Eine riesige Schildkröte taucht ab, als sie uns bemerkt. Am Ufer Dörfer. Bis Koyda auf der Südseite führt eine Straße, danach nur noch Berge. Ein Fischer steht bis zu den Knien im Wasser und hält seine Angel in der Hand. Hütten von Zeit zu Zeit an beiden Ufern. In fast allen Dörfern hier leben auch christliche Familien. Einige feste Häuser sieht man, am Sriramagiri auch einen Tempel, der einen Besuch des heiligen Berges für Pilger lohnenswert macht. Auch die Heiligtümer gehen verloren, wenn der Stausee kommt, ob Tempel oder Kirche. Rundum bewaldete Berge, manche hoch und spitz, andere etwas niedriger mit abgerundeten Gipfeln. In diesen Wäldern leben Rotwild, Bären und Tiger. Auch sie werden dem Stausee weichen müssen. Am Abend wechseln die Farben. Der Sand wirkt rötlich. Auf manchen Kämmen

der Ufer leuchten gelbe Pflanzen, Futtermittel für Vieh. Manche der Sandbänke sind mit saftig grünen Pflanzen bewachsen, deren Früchte die Adivasis ernten können. Weiße und bunte Tücher liegen zum Trocknen auf dem Sand. Frauen waschen und schlagen die Wäsche auf Steinen aus. Die Sonne wirft helle Streifen auf den Fluss, blendet im Gegenlicht und lässt die Berge als Silhouetten erscheinen. Viele Palmary säumen das Ufer, malerische Palmen wie sie hier heimisch sind. Bambus, Teak, Bedeebüsche und viele große Bäume wachsen am Ufer. Noch ist der Wald halbwegs grün, bald wird er braun sein und die Koyas werden die Blätter am Boden verbrennen um ungestört zu jagen und Früchte zu sammeln. Jetzt, da der Wind von West weht und von vorne, kommt eine kühle Brise auf.

Unter Deck singen einige von unseren Begleitern ein rhythmisches Stammeslied. Vorhin wurde ein üppiges Mahl serviert: Fisch, Brathuhn, Kartoffeln, Reis und Sambarsauce. Der Tee schmeckte allerdings nicht so gut. Ich vermute, er wurde mit Flusswasser gekocht. Tiere saufen am Ufer. Einige der Sandbänke sind abgebrochen, andere führen flach ins Wasser. Frauen holen Wasser vom Fluss. Es soll genießbar, jedoch durch Abwässer aus der Papierfabrik der Tempelstadt Badhrachalam (siehe Foto unten) belastet sein.





Koyda

... bedroht und doch lebendig!

In Koyda, im wahrsten Sinnes des Wortes dem Untergang geweiht, begrüßt uns die Gemeinde. Wir werden zum Essen eingeladen und freuen uns über die Kinder und das neue Kinderheim. Luther will angesichts des Weltuntergangs einen Apfelbaum pflanzen. Wir bauen Hütten für ein Kinderheim. Die drei Großgrundbesitzer des Dorfes haben in den sechziger Jahren das Land in diesem Tal kultiviert und den einheimischen Adivasis abgenommen. Nun beschlagnahmt es die Regierung und sie bekommen keine Entschädigung, weil sie keine Besitzurkunden vorweisen können. Mir vergeht die Schadenfreude, als Mariamma, eine sehr engagierte Christin, die sich als Kuli ihren Lebensunterhalt verdient, erzählt: „Wir wissen nicht, was wir machen sollen! Manche von uns bekommen woanders Land, wenn sie jetzt Besitzurkunden vorlegen können. Aber wenn überhaupt, haben wir nur Urkunden für kleine Stücke. Und die meisten von uns haben gar kein Land. Man hat uns Geld für unsere Hütten geboten. Aber wo sollen wir denn hin? Wir leben hier seit vielen Generationen! Und nun können wir nicht einmal mehr arbeiten, weil ja die großen Bauern weg müssen.“

Die Leute wurden sehr spät und schlecht informiert. Nicht alle Versprechen der Regierung sind bei ihnen angekommen, aber denen glauben ohnehin die Wenigsten. Alle sind verunsichert. Die Regierung schafft Tatsachen. So lässt sie auf dem beschlagnahmten Land Eukalyptusbäume pflanzen. Drei Ernten will man an die Papierfabrik oben am Fluss gegenüber der Tempelstadt Bhadrachalam verkaufen, bevor das Wasser kommt. Musterdörfer sollen den Leuten Lust auf die Aufgabe ihrer Heimat machen. Manche haben bereits die Entschädigungen genommen und aufgegeben, die Meisten, vor allem die Adivasis, kämpfen gegen den Staudamm. Sie haben viel zu verlieren, alles.

Also ist Widerstand angesagt.

Noch ist es nicht sinnlos – und wenn es auch nur um die angemessenen Entschädigungen geht. Unsere Partner lassen sich dafür gewinnen, mit Nicht-Regierungsorganisationen zusammen zu arbeiten. Auch in Deutschland. Über die Adivasi-Koordination engagieren sich inzwischen viele Menschenrechtsorganisationen gegen den Staudamm. Dazu habe ich immerhin meinen Teil beigetragen. Aber was noch tun? Wie kommt man gegen eine mächtige Regierung an und verhindert ein 4,2 Milliarden Dollar Projekt? Informieren, demonstrieren, den Leuten alternative Einkommen ermöglichen durch Kurse und Ausbildungen, die Medien und Politiker einschalten, Rechtsmittel einlegen ... es gibt viel zu tun.

Und Beten.

Mich lässt jene Geschichte aus Arukuru nicht los, dem Dorf aus dem Esther Rani kommt. 1988 war ich dort und erzählte von der Mauer in Berlin. Die Christen in der von einer Öllampe nur spärlich erhellten Hüttenkirche sahen mich entsetzt an. Eine Stadt, zerteilt durch eine Mauer? Dass es so etwas gibt, furchtbar! „Wir beten, dass die Mauer verschwindet!“ beschloss diese Gemeinde einmütig. Ich grinste innerlich: „Ja, ja, betet ihr man ...! Naiv!“

Im Oktober des Folgejahres war ich wieder in Indien. Und hörte dort, was in Berlin los war. Zwei Tage nach Maueröffnung kam ich in jenes kleine Dorf. „Die Mauer ist auf!“ erzählte ich Freude strahlend. Und was war die Reaktion? Keine Euphorie, sondern nüchternes Nicken. „Klar,“ sagte eine stämmige Frau, „wir haben ja auch dafür gebetet!“

Ob sich das Polavaramprojekt auch durch Gebet verhindern lässt? Ich kann das so wenig glauben wie das mit der Berliner Mauer. Aber die steht heute im Museum.

Als wir nach jener Woche Polavaram-Recherche das Stammesgebiet verließen, sagte mein Sohn: „Wir sind privilegiert! Wir können diese Seite Indiens kennen lernen, und diese Menschen hautnah erleben. Wie gut, dass wir vor allem hier, bei den Koyas waren und nicht in den üblichen Touristenzentren!“ Was übrigens auch für Sie gelten kann: Wir bieten immer wieder Studienreisen an, die auch ins Gebiet der Partnerkirche führen und bei der man Esther Rani und den wunderbaren Menschen in den Stammesdörfern persönlich begegnet. Indien, hautnah.





System im Chaos

von Zügen, Bahnhöfen und Kindern Gottes

Wer Indien kennen lernen will, sollte viel mit dem Zug fahren. Böse Zungen behaupten, ein Drittel der Inder arbeitet, eines liest Zeitung und eines sitzt im Zug. Wer einen der großen Bahnhöfe betritt, ahnt, dass dies so falsch nicht sein kann. So ein Bahnhof hat es in sich, im wahrsten Sinne des Wortes: Tausende Reisende aus allen Schichten der Bevölkerung.

Central Station in Chennai (Madras) ist ein riesiger und dabei stilvoll viktorianischer roter Backsteinbau aus englischen Zeiten, umgeben von einem Gewusel aus Buden, Taxen, Autorikshas und Menschen. Mein Koffer ist recht schwer. Dennoch nehme ich die Dienste der in orange gekleideten Kulis, die in Scharen auf die Reisenden stürzen, kaum hält das Taxi, nicht in Anspruch. Mein Koffer rollt schließlich. Ich durchquere den Bahnhof mehrmals, bevor ich mich auf einen der vielen Stühle vor den großen Anzeigetafeln setze. Es ist heiß. Die etwa 300 Stühle aus Edelstahl sind in besserem Zustand als manche ihrer Plastikkollegen in Flughäfen. In der Nachbarhalle stehen nochmals so viele und auf dem Boden darum herum und in den Gängen, die die beiden Gebäude verbinden, sitzt ein Vielfaches der Leute die wie ich einen Stuhl ergattert haben. Vielleicht sitzen manche auch viel lieber auf dem Boden, weil sie es so gewohnt sind. Manche haben es sich zwischen Koffern und zum Teil riesigen Gepäckstücken sichtlich bequem gemacht. So was wie eine Jugendgruppe macht diverse Späße miteinander und es scheint zwischen den Mädels und Jungen auch erotisch zu knistern. Na, wenn das die Eltern wüssten ... Vor mir eine Ordensschwester in hellgrauer Tracht. Neben mir ein Mann im karierten Polyesterhemd, der ein kleines Heft mit Hindi-buchstaben liest, aber sich von meinem PC immer wieder ablenken lässt. Zwei Männer tauschen Geldscheine aus. Viele derer, die am Boden liegen, schlafen auf spiegelglattem und hartem Marmor. Frauen mit kleinen Kindern im Arm, in teuren Saris aber auch den billigen, verwaschenen und eingerissenen Kunstfasersaris der armen Leute.

Am Eingang sehe ich Sicherheitsschleusen und einige Wachleute, daneben allerdings große Lücken, durch die die meisten Menschen gehen. Sollte hier eine Bombe hochgehen, würden viele Menschen sterben. Wann immer ein Zug kommt, quellen die Tausende nahezu unaufhörlich gen Ausgang, strömen gleich Lawinen über den Bahnsteig, umgehen dabei Gepäckstücke und Wartende, schlängeln sich dann zwischen jenen in der Halle hindurch und verschwinden in den unzähligen Straßen der Großstadt. Was für mich Masse ist, sind alles einzelne Menschen mit Biografien, Träumen und Sorgen, mit Bindungen und Aufgaben. Mir das klar zu machen verändert den Blick auf die Tausenden um mich herum. Es sind jene, die Gott ansieht und die seine Sehnsucht wecken. Wie Schafe ...

Und wenn die Leute um mich herum geliebte Kinder eines Vaters im Himmel sind, dann doch meine Geschwister, wenn auch extrem verschieden: Die alte Frau mit der runzligen Haut, die Badelatschen trägt und eine der typischen bunten Taschen mit Holzgriff vor sich stehen hat; der junge Mann neben mir, der aufsteht und sagt, er fahre nach Hyderabad und auch jener im geringelten T-Shirt, der sich schnell neben mich setzt um zu sehen, was ich schreibe; auch jene Familien mit vier, fünf Kindern, die an der Wand sitzt und gerade per Handschlag gelben Reis verteilt, offenbar mitgebracht für die Reise; und jener Mann mit überaus dickem Bauch, der sich weiter rechts neben mir niederlässt und seiner Frau im roten Sari Anweisungen zuruft, welchen Sitz sie ergattern soll; oder der Kofferträger mit zwei Koffern auf dem Kopf und je einer Reisetasche an jedem Arm; oder auch jene Männer, die sich die Schweißperlen von Gesicht und Hals wischen und die Blumenverkäuferin mit ihren auf Ketten aufgezo-genen und wunderbar duftenden Jasminblüten – sie alle werden von Gott geliebt. Wie ich, der ich im Moment als einziger Weißer zwischen ihnen sitze.

Ins Gespräch verstrickt würden sie alle das wohl bestätigen. Doch sie meinen meistens einen anderen Gott. Viele haben einen Punkt oder Streifen auf der Stirn und zeigen so, dass sie kürzlich einen Tempel besucht haben. Der Mann neben mir macht eine Bemerkung über mein seiner Meinung nach schnelles Schreiben. Wir kommen ins Gespräch. Er ist katholischer Christ und hat sich mit Dalit-Theologie befasst. Er war an einer Studie über Kastendenken in den Kirchen beteiligt und beklagt, dass es dermaßen tief verwurzelt ist. Kirche der Kasten – er sagt, als die ausländischen Missionare noch in Indien waren, konnte das Problem beherrscht werden. Jetzt aber seien Leute aus hohen Kasten in den Kirchenleitungen und entsprechend wird regiert. Überall sind Dalits, Adivasis und Menschen niedriger Kasten benachteiligt. Später erfahre ich, dass das inzwischen längst nicht mehr stimmt. Die Dalits (Kastenlose) stellen inzwischen auch die meisten Kirchenleitungen. Was man alles so hört ...



■ Ich gehe zum Bahnsteig. Kaum ein Durchkommen. Die Aus- und die Einsteigenden prallen aufeinander. Doch wie im Straßenverkehr, irgendwie funktioniert es. Jemand stößt mich an und mein frisch gekaufter Kaffee schwappt über Tasche und Koffer. Am Anfang des Zuges sind Gepäckwagen, dann Sitzplätze der 2. Klasse ohne und dann die A/C Wagen mit Kühlung für Leute mit mehr Geld, wie ich. Pünktlich geht es los, ja: Pünktlich! Auch und immer mehr in Indien.

Langsam fährt der lange, schwere Zug an. Viel schneller wird es auch nicht, ich schätze die Höchstgeschwindigkeit auf 80 km je Stunde, immerhin viel mehr als auf den meisten Straßen. Der A/C Wagen ist gut aber nicht zu üppig gekühlt. Ich nehme an, die Kühlung schafft es nicht bei diesen Temperaturen. Neben mir sitzt ein junger Mann, der nach Bangalore will. Ich spendiere ihm einen Tee. Immer wieder kommen Verkäufer durch den Zug, die ihre Angebote mit besonderer Betonung anpreisen: „Coffetea, Coffetea!“ Es klingt fast wie ein Gesang. Der Tee schmeckt ausgezeichnet. Gebackenes wird verkauft, Mineralwasser, Eiscreme, kalte Getränke usw. Ein Blinder verkauft Stifte mit kleinen Lampen daran. Passend paradox!

Die hübsche Frau neben mir auf der anderen Seite des Ganges liest in einem Modemagazin. Diese Blätter sind immer zahlreicher, farbiger und freizügiger geworden. Inzwischen kann ich die Mode von der des Westens kaum unterscheiden, abgesehen von den Saris und den überaus attraktiven indischen Models.

Ich gehe zur Toilette. Als ich den Wagen verlasse, kommt mir ein Schwall heißer Fahrtluft entgegen. In der zweiten Klasse ist es proppenvoll. Die Leute sitzen am Boden und quetschen sich in jede Ecke. Auch zwischen den Waggons auf den Stahlplatten sitzen einige Männer, die zur Seite rücken um mich

zur Toilette zu lassen. Das Klo ist ein Loch im Boden. Der Schit fällt einfach raus. Im Bahnhof habe ich gesehen, wie die Schienenbereiche gereinigt wurden und Kulis mit dickem Wasserstrahl auch Kot wegsputzen. Hier, auf freier Strecke, macht niemand sauber. Auch das Klo selbst wird wohl eher vom Zahn der Zeit gereinigt als von Menschenhand. Die mit Nirostastahl ausgeschlagene Bordküche nebenan sieht nicht viel besser aus.

Düfte ziehen durch den Zug: Kloake, Jasmin, Brandgeruch und Mittagessen. Die Türen sind geöffnet. Draußen gleitet eine für diese Gegend typische Landschaft vorüber: Felder, von kleinen Wällen eingefasst und oft mit Reis bepflanzt, Brachland auf dem Rinder und Schafe weiden, Kokospalmen und immer wieder kleine und größere Ortschaften mit den typischen Flachdachhäusern, staubigen Straßen mit Geschäften beidseitig und viel Verkehr und immer wieder mit Lichterketten geschmückte Kinos oder Tempel. Im Hintergrund zum Teil schroffe Bergketten. Die meisten, seltsamerweise nicht alle Scheiben sind getönt. Da ich am Gang sitze, schaue ich weniger hinaus. Dafür kann ich das Innere bewundern: Die vollen Gepäckgitter unter den Ventilatoren. Vorhin, im non A/C, habe ich bemerkt, dass es dort viel weniger Gepäck gibt und auch keine großen Koffer. Die Leute dort haben offenbar nicht soviel zu schleppen, wie unsereins. Die jedenfalls, die sich eine Kühlung leisten können, haben auch größere Koffer. Einige allerdings sind nur mit der Aktentasche oder dem Notebook unterwegs. Offenbar sind es Geschäftsleute aus Bangalore, dem Silicon-Valley Indiens. Wer weiß, wie viele Computerspezialisten hier unterwegs sind, die Zukunft des boomenden Indiens. An der Stirnseite neben der ebenfalls getönten Tür hängt ein Plakat mit einer kitschigen Gebirgslandschaft. An der Wand Haken für Handtaschen und Halter für Getränke. Die Sitze sind zum Verstellen, so

dass man auch schlafen kann – wenn man kann bei dem Geschaukel wegen der unebenen Gleise und den vielen Weichen. Hübsche Kinder laufen herum, immer wieder gehen Leute durch. Eine Frau in weißem Edelsari fotografiert ihre Familie mit einer Digitalkamera. Hier stoßen Welten aufeinander. Da muss nicht erst jemand aus Europa kommen. Zum Sitzen ist gut Platz, auch für meine langen Beine. Das Fahrgeräusch ist in diesem Wagen nicht sehr laut, weniger störend als die Mobiltelefone die dauernd und in den seltsamsten Tönen klingeln, das Computerspiel eines kleinen Jungen mit den üblichen Piepgeräuschen und die immerhin westliche Popmusik, die sich mein Vordermann gönnt. Wieder realisiere ich, dass ich im Appartement der Reichen sitze. Eine Frau sieht sich im tragbaren DVD-Player einen indischen Tanzfilm an. Bunt, grell, laut und voller Bewegung. Wie Indien.

Ihre Nachbarin, in weißer Bluse und Jeans, spielt mit ihrem Handy herum. Die Musik meines Vordermanns ist indischer geworden.

■ Es schaukelt enorm. Ich denke an schlimme Berichte über Zugunglücke in Indien. Es brennt, aber die Leute können nicht aus den Waggons kommen. Horror – doch völlig logisch. Hier, wo ich sitze, sind große Fenster mit Glas. Die müssten im Notfall mit Koffern oder so einzuschlagen sein. Einen Hammer sehe ich nicht. Aber jene Passagiere in den meisten Waggons, sitzen hinter Gittern. Die Fenster sind klein und vergittert. Gesichter sehen hindurch wie Gefangene. Zwei Fenster am Waggon sind offen. „Notausgang“ steht darauf. Lächerlich bei über 100 Leuten im Waggon!

Dennoch, ich fahre mit gutem Gefühl und fühle mich recht sicher. Jedenfalls sicherer als im Straßenverkehr!

TERMINE TIPPS

Informationsadresse für alle Angebote

FMD-Büro, Wriedeler Str. 14, 29582 Hanstedt I
Tel 05822-6001 Fax 05822-6002 und unter
www.fmd-online.de

Erleben Kreativ Praxis Glauben

■ Angebote des FMD

Der FMD bietet diverse Tagungen und Seminare für alle Altersgruppen an. Bitte fordern Sie den Jahresprospekt an.

Die viermal jährlich erscheinenden FMD-impulse bekommen Sie, wenn Sie mindestens 15 € jährlich überweisen.

■ Studienreise nach Indien

Sie können Vieles von dem hier Beschriebenen selbst erleben, wenn Sie an einer der Studienreisen des FMD teilnehmen. Bitte fordern Sie informieren Sie sich über die nächste Gelegenheit.

■ Kontakt FMD-Büro:

Bürozeiten:

Montag, Dienstag, Donnerstag
und Freitag jeweils 9.00 - 12.30 Uhr

Telefon 05822-6001, Fax 05822-6002

E-Mail: fmd-buero@t-online.de

Homepage: www.fmd-online.de

■ Missionarisches Zentrum Hanstedt I

Der FMD betreibt in Zusammenarbeit mit Kooperationspartnern ein Tagungshaus in der Lüneburger Heide. Sie können mit Gruppen jeder Art dorthin kommen und bekommen diverse Unterstützung für die

■ Freiwilliges soziales Jahr

Im Missionarischen Zentrum Hanstedt können junge Erwachsene ab 18 Jahren ein FSJ machen und dies auch an Stelle des Zivildienstes. Die „Hausgemeinde“ lebt und arbeitet zusammen, feiert regelmäßige Andachten in der Kirche und wird von hauptamtlich Mitarbeitenden begleitet.

■ Informationsmaterial über Indien

Im FMD-Büro bekommen Sie diverse Informationen über die Partnerkirche GSELC. Sie können Flyer über das Teachers for Tribal-Programm abrufen, ein Video und Tonkassetten erwerben oder auch einen unserer Informationsstände für eine Veranstaltung ausleihen.

■ Informationsbesuch

Wenn terminlich möglich, kommt gerne jemand in Ihre Gemeinde und informiert über die Partnerschaft mit der GSELC. Wir gehen davon aus, dass Sie die Fahrtkosten übernehmen und um weitere Spenden werben.

■ Wie Sie helfen können

Es gibt viele Formen der Unterstützung und wenn Sie möchten, werden Sie Ihre Weise sicher finden.

Bitte beten Sie für die indischen Partner. Aktuelle Informationen finden Sie jeweils auf unserer Homepage.

Und geben Sie bitte weiter, was Sie durch Kontakte mit den indischen Christen für sich selbst empfangen haben. So werden Sie zu lebendigen Zeugen für Gottes Handeln.

Und natürlich helfen Sie, wenn Sie spenden: Regelmäßig oder punktuell, per Lastschrift oder mittels eines Dauerauftrages. Die Kosten für ein Kind im Teachers for Tribals Programm betragen monatlich ca. 25 €. Die Projekte werden intensiv begleitet und die Ausgaben kontrolliert. Sie bekommen selbstverständlich eine Spendenbescheinigung und Informationen.

Herausgeber

Verein zur Förderung des Freundeskreis
Missionarische Dienste e. V.

Redaktionskreis

Hermann Brünjes

(verantw. Tel. 05822-2829, bruenjes@kirchliche-dienste.de)

Waltraud Leß

Für den Inhalt der einzelnen Artikel sind die jeweiligen Autoren und Autorinnen verantwortlich.

Layout und Satz

Karsten Binar, Köln

Manuskript und Texte

Hermann Brünjes

Fotos

Hermann Brünjes

Druck

nur .pdf online

Anschriften und Konten des FMD

FMD-Büro

Wriedeler Str. 14, 29582 Hanstedt I

Tel 05822-6001 · Fax 05822-6002

Homepage: www.fmd-online.de

E-Mail: fmd-buero@t-online.de

Erster Vorsitzender

Frank Jürgens

Osterberg 7, 21406 Melbeck

Tel 04134-907 699 · Fax 04134-907 698

FrJuergens@web.de

Konto des FMD

Kto.-Nr. 4000 055

Sparkasse Uelzen, BLZ 258 501 10

Konto Indien (GSELC)

Kto.-Nr. 4000 915

Sparkasse Uelzen, BLZ 258 501 10

Missionarisches Zentrum Hanstedt

Wriedeler Str. 14, 29582 Hanstedt I

Tel 05822-5205 · Fax 05822-5206

mz-hanstedt@t-online.de

Kto.-Nr. 4000 840

Sparkasse Uelzen, BLZ 258 501 10

Bezugsbedingungen

Die FMD-Impulse bekommt, wer den Freundeskreis Missionarische Dienste mit einer jährlichen Spende von mindestens 15,00 € unterstützt.

FMD-Impulse werden auf chlorfrei gebleichtem Papier gedruckt (Altpapieranteil 80%).

Missionarische Dienste im Haus kirchlicher Dienste

 Missionarische
Dienste


Haus kirchlicher Dienste
der Ev.-luth. Landeskirche Hannovers

